

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 25. Dezember 1902.

(Nachdruck verboten.)

Was Nelly erlebte.

Eine Weihnachtserzählung von Ida Großmann.

„Fräulein, ich kann nicht schlafen!“

„Nelly, wenn Du jetzt nicht sofort stille bist, darfst Du morgen den ganzen Tag das Weihnachtszimmer nicht betreten.“

„Fräulein, ich möchte meine Puppe holen.“

„Das fehlte noch! In der Nacht spielt man nicht mit Puppen. Sei jetzt artig, sonst kommt Nikolaus und nimmt Dich mit.“

„Dann nimmt er auch Toni und Karl und Willy in seinen Sack, die haben gestern Abend durchs Schlüsselloch in den Saal gesehen.“

„Doch sind sie bei Nacht wenigstens stille!“

„Weil sie schlafen, ich kann aber nicht schlafen, das ist mir langweilig.“

„Aber Nelly, jetzt befehle ich Dir ernstlich stille zu sein, sonst weißt Du mit Deinem Geplauder auch Toni auf. Lege Dich auf die Seite und denke an all die schönen Gaben, welche Dir das liebe Christkind gebracht hat.“

„Fräulein, ich habe meine neue Puppe nicht in den Wagen gelegt, sie wird nun frieren.“

„Sätest Du mehr Sinn für Ordnung, mühtest Du Dir jetzt keine Vorwürfe machen, doch Du hörst ja nie darauf, was man Dir sagt — und nun gute Nacht!“

Nelly drückt die Augen zu, sie will versuchen einzuschlafen. Sie ist kein artiges Kind, folgt Mama und Fräulein nicht und oft unfreundlich mit ihren Geschwistern. Doch ein weiches Herzchen hat sie und muß nun immer an ihre Puppe denken, welche auf Karls Trommel liegt und nur mit einem leichten Hemdchen bekleidet ist. Wie wärs, wenn sie rasch hinüberliefe und sie ins warme Bettchen steckte?

Toni schläft fest und jetzt hört man auch Fräuleins regelmäßige Athemzüge. Sie besinnt sich nicht lange und verläßt ohne Sirrumpfe und Schuhe leise das Zimmer und eilt den Gang entlang, nach dem großen Saale. Die Thür ist verschlossen, da muß sie durch Papas Rauchzimmer. Es ist hier schön warm, man riecht noch den Duft der Zigarren, welche Papa und Onkel Fritz geraucht hatten. Nun steht sie vor der Saalthür, doch auch die kann sie nicht öffnen, der Schlüssel fehlt.

„Ach, Christkindchen, liebes Christkindchen, mache mir doch auf, ich will Märchen zu Bett bringen, ich verspreche Dir, es soll nie, nie mehr bei mir frieren müssen.“

Nelly kauert am Boden vor der Thür; sie weiß, Christkindchen hat heute viel zu thun, zu beglücken und zu erfreuen,

sie will geduldig warten, bis es kommt und ihr die Saalthür öffnet. Sie horcht und horcht

Plötzlich steht sie mitten im Zimmer. Wie von unsichtbaren Händen angezündet, leuchtet eine Kerze nach der anderen am Weihnachtsbaum auf, bis sie alle mit ihrem Glanz den Saal erfüllen.

Um Nelly her wird es lebendig, das Schaukelpferd macht wilde Sprünge, Willys Hampelmann fängt an zu tanzen, die Puppen klatschen ihm Beifall zu. In der Meierei, welche die Gropeltern letztes Jahr geschickt hatten, blöken die Schafe und wiehern die Pferde, die Bleisoldaten entsteigen ihren Kartons und stellen sich in Reih' und Glied auf. —

Märchen erhebt sich von der Trommel, Thränen laufen ihr über die rosigen Wangen.

„Habt Ihr's gesehen, wo mich meine neue Mama schlafen ließ? Ich fürchte, ich werde es nicht gut bei ihr haben, sie ist kein folgsames Kind, Christkindchen hat mir versprochen, daß es mich wiederholt, wenn sie sich nicht bessere?“

„Und ich habe gesehen, wie sie den kleinen Willy geschlagen hat“, berichtet ein brauner Knabe, welcher eine silberne Schale erporhält, die Nellys Mama von Onkel Fritz zum Geschenk erhielt.

„Toni ist artiger“, sagt Selma in weißseidenem Kleide mit langem Paletot und großem Hut, „ich freue mich, daß sie meine Mama ist. Doch komm', Meine, ich trage Dich in Dein Nestchen, Du frierst ja hier zum Erbarmen.“

Bei diesen Worten legt sie Hut und Jacke ab, nimmt Kleinmädchen zärtlich in die Arme und legt sie in die schönen, gestickten Kissen des neuen Wagens.

„So, nun liegst Du gut warm, jetzt schlafe mein Liebling!“ Besorgt beugt sich die feine Salondame über das kleine Kind und küßt es herzlich. —

„Präsentirt das Gewehr!“ tönt es von der Wachtparade her.

Herr General aus dem Puppenzimmer ist eben vorübergegangen, die Wachtmannschaft salutirt, der Tambour schlägt einen prächtigen Wirbel. —

„Meine Herrschaften, bitte, treten Sie näher, kostet nur einen Groschen, Soldaten und Kinder die Hälfte! Hier sind zu sehen die wildesten Thiere der Welt sammt einer Riesenschlange! Hereinspaziert, hereinspaziert, kostet wenig Geld und ist bildend!“

„Ach Mama“, flötet das zarte Generalstöchlein im Puppenzimmer, „laß uns doch zu den Löwen und Affen gehen, Kousine Dora hat noch nie eine Menagerie gesehen.“

„Wo ist denn Sophie?“

„Sie ist im Kinderzimmer drüben und raucht mit den Jungens Zigaretten.“

„Hatte ich es ihr denn nicht streng unterlagt? Sie wird so lange ungehorsam sein, bis Nikola sie tüchtig bestraft. Seht nur dort auf dem Schranke steht er und macht ein ganz finsternes Gesicht. Macht Euch nur fertig, damit wir wieder zurück sind, bis Papa nach Hause kommt.“

„Mama, ich finde meinen Hut nicht“, ruft Ella, indem sie in allen Ecken darnach sucht, „ich fürchte, er ist in der Kiste geblieben.“

„Dann gehe ich mit Dora allein.“

„Bitte, Herzenstantchen, kaufe ihr doch eine hübsche Mütze, drüben im Putzgeschäft, bei der Französin soll es gar nicht theuer sein“, schmeichelt die niedliche Blondine mit dem langen Zopf.

„Sommer nur Geldausgaben, das Leben wird mit jedem Jahre theurer“, seufzt Mama im gelben Atlasleide und verläßt mit Töchterchen und Nichte das Zimmer, um bei Madame Chapeau das Gewünschte zu kaufen. Bald sind sie handelseinig, Frau Generalin hat dabei gezeigt, daß sie das Französische noch nicht ganz vergessen habe. —

In der Menagerie brüllen die Thiere; sie haben heute kein Futter bekommen und rennen wuthschraubend in ihren Käfigen hin und her. Den Zuschauern wird es ganz unheimlich, Ella hält sich fest am Kleide ihrer Mama. —

Aus der hübsch eingerichteten Küche steigen köstliche Dünste empor, der Koch bratet und bäckt, währenddem die Köchin das Huhn, das sie in der Meierei gekauft hatte, eben schlachtet, wobei es sich wehrt und jämmerlich schreit.

„Fräulein Köchin, wünschen Sie noch einige Liter Milch?“ fragt der Knecht vom Hofe, indem er mit einigen winzigen Eimerchen die Küche betritt.

„Hoffentlich ist sie dieses Jahr besser, Christian, Herr General wünscht gute Sahne zum Kaffee, sonst giebt es Donnerwetter.“

„Ist Ihr Herr denn gar so streng?“

„Und ob! Ich möchte nicht seine Frau sein, die darf sich nicht rühren, während unsere älteste, Fräulein Sophie, das wilde Ding, welches dieses Jahr aus der Pension kam, sich alles erlauben kann. Dabei verdirbt sie unsere Jungens ganz schrecklich. Ich glaube kaum, daß der General dieses Jahr mit uns in die Kiste kommt, sein Kopf ist so wackelig, daß, wenn er die Uniform ablegen würde, er sofort kopflos wäre.“

„Das muß ein schreckliches Gefühl sein“, meint schauernd Christian, indem er den größten Theil der Milch neben den Topf gießt. —

Sophie hat mit den Brüdern den ganzen Zigarettenvorrath ausgeraucht und setzt den Hut auf ihre schwarzen Locken, um auszugehen.

„Wo wollen wir denn hin, Jungens?“

„Wir können auf den Exerzierplatz oder nach der Meierei bummeln.“

„Ach, das ist langweilig“, meint Sophie, „wißt Ihr was? Wir sehen uns die Rutschbahn an und fahren einige male herum, ich habe noch einige Groschen von meinem Taschengelde übrig.“

„Mein, das thut mir nicht“, sagte Anton. „Erinnerst Du Dich denn nicht mehr, daß es uns Papa bei Tische streng verboten hat?“

„Was seid Ihr aber artige Kinder!“ spöttelt die Schwester. „In der Pension thaten wir stets das, was verboten war, da war noch Zuz dabei! Und dabei ist Papa bei seinen Soldaten und wird niemals erfahren, daß wir gefahren sind.“

„Aber Niklas giebt acht, ob die Kinder artig sind und folgen, sonst steckt er sie in seinen Sack oder in die Kiste, in welcher letztes Jahr eine Maus Großpapas Beine abgebissen hatte“, berichtet der kleine Ernst mit weinerlicher Stimme.

„Na, dann geh' ich allein. Wißt Ihr, was Ihr seid? — Gafensfüße seid Ihr alle beide und keine richtigen Jungens, adieu!“

Nelly, welche bisher mit großen Augen dem Getriebe um sie her zugehört und gelauscht hatte, wird plötzlich über und über roth, tiefe Schamröthe bedeckt ihr niedliches Gesichtchen. Waren diese Worte Sophies nicht dieselben, mit welchen sie gestern ihre Geschwister verführt hatte, trotz Mamas und Fräuleins Verbot, auf den halbgefrorenen Weiher zu gehen? Wie häßlich solches Betragen ist, sieht sie bei Sophie — eine tiefe Reue kommt über sie.

„Wir gehen mit Dir, Sophie“, ruft Anton, welcher sich nun doch allzusehr an der Ehre angegriffen fühlt, und auch der Kleine nimmt seine Mütze und eilt der Schwester nach.

Die Rutschbahn ist in vollem Gange. Soldaten, Knechte und Mägde von der Meierei und sogar Herr und Frau Noah mit Familie sind in voller Fahrt. Die kleine Spieldose, welche auf dem Nebentische steht, macht herrliche Musik dazu, der Löwenbändiger aus der Menagerie singt aus Begeisterung den Schunkelwalzer. Wie freuen sich die Fahrenden, wie jauchzen sie, wenn es bergab geht!

Endlich halten die Wagen; Sophie und ihre Brüder steigen ein. Ersterer Kostüm paßt schlecht zu diesem Vergnügen, die lange Schleppe des schwarzen Sammetkleides hat sie um den Arm geschlungen, was den schokoladenen Kaminkerker, welcher am Weihnachtsbaum hängt, köstlich amüsiert. Strahlend vor Vergnügen genießen die Geschwister die tolle Fahrt, Sophies Hut schießt, Antons Mütze fliegt in die Luft.

„Sophie,“ schreit plötzlich der kleine Ernst, „Niklas kommt!“

„Ach, laß' ihn ruhig kommen, er wird uns nicht sehen, duckt Euch, Jungens!“

Sie selbst setzt sich auf den Boden des Wagens, dabei ist ihre Schleppe aus dem Arme geglitten und hängt nun in ihrer ganzen Länge zum Wagen hinaus der Innenseite zu. Plötzlich stoppt die Maschine.

Nikolas tritt näher heran. Die Ursache des Stillstandes wird untersucht, man findet sie in Sophies Schleppe, welche sich ums Räderwerk gewunden hatte — es giebt keine andere Hilfe, sie muß abgeschnitten werden.

Eine furchtbare Szene spielt sich nun vor Nelly ab. Nikola ist wüthend, er weiß, daß der General seiner Tochter streng untersagt hat, auf der Rutschbahn zu fahren. Grimmig packt er die Ärmel, hebt den Deckel der gefürchteten Kiste und wirft sie hinein. Die Jungens schießt er heim und droht ihnen, falls sie noch einmal unfolgsam wären, ereile sie das gleiche Schicksal wie die Schwester. Zusehends wächst die Gestalt, seine Stimme wird immer dröhnender: „Merkt's Euch, Kinder,“ ruft er, Nelly scharf dabei ansehend, „wer den Eltern und dem Fräulein nicht gehorcht und nicht liebevoll mit seinen Geschwistern ist, wer sie schlägt oder sie zum Bösen verführt, wird bestraft wie Sophie.“

Sommer näher ist er an Nelly herantreten, sie will entfliehen — da fühlt sie sich plötzlich am Arme gepackt.

„Ich will folgsam sein, ich will gewiß artig sein, o, nur nicht . . .“

„Aber Nelly, was ist Dir denn, wie kommst Du denn hierher?“

Bei dieser beruhigenden Stimme öffnet Nelly die Augen, und erkennt Marie, das Zimmermädchen, welches vor ihr kniet.

„Marie, bist Du ganz allein?“

„Aber Kleine, wer sollte bei mir sein?“

„Laß' mich ins Weihnachtszimmer, Marie, nur einen Augenblick.“ —

„Jetzt nicht, Nelly, ich habe eben im Saale die Fenster geöffnet, da ist es kalt und Du bist nur im Hemdchen.“

„War alles in Ordnung auf den Weihnachtstischen?“

„Natürlich; gerade so wie es war, als ich gestern Abend die Lampen löschte. Aber Dein Märchen, so heißt doch Deine neue Puppe? mag schön gefroren haben, sie lag auf Karls Trommel, ich habe sie in den Wagen gelegt.“

Das Köpfchen schüttelnd, geht Nelly leise in ihr Schlafzimmer.

Zum Glück schläft Fräulein noch, nun wird sie nichts von ihrer nächtlichen Wanderung erfahren.

Stille legt sie sich ins Bettchen, faltet die Händchen und bittet von ganzem Herzen das liebe Christkind, daß es ihr helfen möge, ein braves, folgsames Kind zu werden, das seinen Eltern und seinem Fräulein Freude mache und ein gutes Vorbild für seine Geschwister wäre — dann schläft sie sanft ein.

Seit dieser Nacht ist Nelly wie verwandelt, sie gehorcht auf das Wort und ist freundlich und verträglich mit Schwestern und Brüdern — was sie in der Weihnacht nacht gesehen und gehört, hat sie niemand erzählt, aber im Herzen denkt sie stets daran.

(Nachdruck verboten.)

„Das Christkind kann es.“

Eine Weihnachtserzählung von Georg Infelix.

Lauter, fröhlicher Kinderjubiläum — was Wunder auch, das Christkind kommt ja bald! — In dem „alten Herrenhaus“, wie es drunten im Dorfe genannt wird, jubeln die drei Enkel von dem alten und Nichten und Nessen vom jungen Herrn von Bollfried fröhlich von Zimmer zu Zimmer. Sie sind mit ihren Eltern, dem Rittmeister Eisenberg und Frau, zu Weihnachten beim Großvater zu Besuch. — Die alte Frau von Bollfried ist seit einigen Jahren todt, und ein treues Hausfaktotum versieht den beiden Herren den Haushalt.

Heute — es ist ein paar Tage vor dem Christfest — sind die Kleinen Eisenbergs besonders fröhlich, denn heute sollen sie sich noch etwas Besonderes wünschen, das Christkind würde es ihnen bringen — so hat ihnen der liebe, gute Großpapa gesagt.

Nachdem der kleine Hans, der Liebling des Großvaters, erst noch einmal gefragt hatte: „Kann uns das Christkind aber auch alles bringen, Großpapa?“ und ihm der schöne Bescheid geworden ist: „Ja, alles, mein Junge“, sitzen sie nun zusammen, jedes mit Papier und Feder, um ihren geheimsten Herzenswunsch dem Christkind mitzutheilen und sich noch solch ganz extra-schönes Spielzeug zu erbitten. Denn das Christkind wird es ihnen bringen, es kann ja alles, haben sie eben aus Großpapas Munde gehört.

Da tritt der junge Herr von Bollfried zu den Kleinen in das Zimmer und gleich wird er bestürmt:

„Onkel Werner, Du mußt Dir auch was wünschen“, so rufen sie einstimmig, und schon ist eins der Kleinen fort, um es dem Großpapa zu sagen, daß noch einer mit seinem Wunsche dazugekommen ist. Gleich darauf hat Onkel Werner auch Papier und Feder in der Hand, welches ihm seine kleine hülfsbereite Nichte gebracht hat, und wo sie schon obenauf nach Kinderart die Worte geschrieben hat: „Liebes Christkind bringe mir bitte —“

„So, Onkel Werner“, sagt sie dabei, „müßtest Du mir einen Wunsch noch hinzuschreiben.“ Werner von Bollfried sitzt ernst und traurig vor dem Zettel.

Ach, er braucht nicht nach einem besonderen Wunsch zu suchen, er trägt ihn schon lange in seinem Herzen. Und gerade die

Erfüllung dieses seines Herzenswunsches ist ihm ja von seinem Vater versagt.

Das alte Lied — er liebt ein armes Mädchen. — Stumm sitzt er da, und seine Gedanken sind bei ihr, welcher sein ganzes Herz gehört, und deren Herz er ebenso voll und ganz besitzt — ja, das weiß er, wenn auch noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen gewechselt ist, sie wissen es auch ohne das — die wahre, echte Liebe, sie läßt sich nicht verstecken.

Da mitten hinein ertönt Hansens Stimme: „Onkel Werner, hast Du keinen Wunsch?“

„O doch, mein Junge“, antwortet er traurig und streicht ihm die blonden Locken aus der Stirn, „aber das Christkind kann es mir nicht bringen.“

Ganz entsetzt starren ihn die blauen Kinderaugen an. „Doch, Onkel Werner“, sagt er, „das Christkind kann alles bringen, hat Großpapa gesagt. Oder warst Du nicht artig?“ fragt das Kind kleinlaut hinterher.

Werner von Bollfried hört noch das zuversichtliche Wort von seinem kleinen Nessen: „Das Christkind kann alles bringen“, und ganz mechanisch schreibt er unter die Kinderschrift von seiner Nichte die zwei Worte: „Lotte Willersdorf.“ Dann faltet er den Wunschzettel zusammen und die Kinder bringen alle Herrn von Bollfried. —

Nach einigen Minuten hat der alte Herr alle Zettel gelesen, die Wünsche von seinen Enkeln sollen sofort erfüllt werden, denn schon ist der Diener nach der Stadt, um die gewünschten Sachen zu holen.

Dann stützt er den Kopf in die Hand, liest immer wieder die zwei Worte, welche von seinem Sohn geschrieben sind und, ohne daß er will, denkt er an seine Jugend. Wie viel Kummer hat er gelitten, als seine Eltern ihm verweigerten, seine Jugendgespielin, die Tochter eines armen Lehrers, der seine erste heiße Liebe galt, zu heiraten! Wie hat er seine schönsten Jahre in Kummer und Verbitterung verbracht! Wie viele Jahre hat er gebraucht, ehe er diese seine erste Liebe überwunden hatte! — Und hat er sie überhaupt überwunden? O Menschenherz, was bist Du doch so eigen in Deiner Liebe! — Er hat wohl später mit seiner verstorbenen Frau ein ruhiges, zufriedenes Leben geführt, ohne Aufregungen, aber auch ohne Liebe. An das alles denkt er in dieser Stunde. Soll er seinen einzigen Sohn auch so viel leiden lassen? Und warum eigentlich? So setzt der alte Herr seinen Gedankengang fort, die Lotte ist ein famoseres Mädchen, was schadet's, wenn sie auch arm ist. Zum Leben haben fies ja. — Das arme Ding — so ohne Eltern bei Verwandten aus Gnaden leben zu müssen. — Und wieder nach einigen Minuten ist sein Entschluß gefaßt. Sie sollen sich haben, denkt er. Hastig steht er auf, über sein Gesicht geht ein glückliches Lächeln, er setzt sich an den Schreibtisch und schreibt kurz aber herzlich an Lotte Willersdorf, dann noch an deren Onkel, kowertirt die beiden Briefe und läßt sie nach der Post bringen.

Die Tage sind schnell vergangen, es ist Heiliger Abend.

Die Kinder werden jeden Augenblick unruhiger, das Fragen nimmt kein Ende, das Christkind soll nun kommen. Alle geben sich Mühe, sie zu beruhigen, aber es ist in die hocherfreuten Kinderherzen keine Ruhe mehr zu bringen. Auch bei den Erwachsenen herrscht freudige Erregung, nur Werner geht still umher, er ahnt ja nichts von seinem Glück. Doch seine Angehörigen alle wissen, welch herrliches Geschenk der Vater für ihn hat und freuen sich für das junge Paar.

Da endlich ertönt die Glocke — alle stürmen zum Saal, wo die Bescherung stattfindet.

Auf dem Wege dahin nimmt Frau Rittmeister Eisenberg ihren Bruder am Arm und fragt ihn ganz unbefangen:

„Warum so traurig, Werner? Was drückt Dich? Freue Dich doch, wir alle haben ja, was wir uns wünschen.“

„Ihr alle“, antwortet Werner traurig darauf, „nur ich —“ nicht, wollte er sagen, er konnte aber nicht weiter, sie haben den Saal erreicht und unter dem brennenden Weihnachtsbaum im weißen Kleid sieht er Lotte, seine Lotte, die er so unsagbar lieb hat, stehen. Thränen glänzen ihr in den Augen und ihre Hände sind nach ihm ausgestreckt.

Er ist keines Wortes mächtig, endlich umschlingt er sie, und seine Augen, welche eben noch so traurig blickten, leuchten in freudigem Glanz.

Und unter tausend Schmeichelnamen flüstert er ihr ins Ohr: „Ganz hat recht, das Christkind kann alles!“

Dann gehen sie Hand in Hand zu dem freudig bewegten Vater, um ihm heiße Dankesworte zu sagen.

Da eben erschallen die Kinderstimmen in dem alten herrlichen Weihnachtslied:

„O, Du fröhliche,
O, Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit.“

(Nachdruck verboten.)

Weihnachten in Fürstenschlössern.

Von H. von Osten.

Weihnachten, das herrlichste Fest der deutschen Christenheit, wird im allgemeinen immer als dasjenige Fest angesehen, was zumeist vom ganzen deutschen Volke mit großer Freude begangen zu werden pflegt. In die ärmste Hütte zieht die Weihnachtsfreude ein, der Wohlhabende giebt an diesem Festtage gern von seinem Hab und Gut ab, und es muß schon jemand sehr verlassen und einsam dastehen, wenn kein Lichtschimmer der Festfreude in sein Heim fällt.

Aber nicht nur im Volke wird das Weihnachtsfest freudig begangen, auch in den Fürstenschlössern herrschte helle Festfreude an diesem Feste, bei dem sich altheidnische Ueberlieferung mit christlicher Tradition vereinigt und das Fest der Wintersonnenwende unserer heidnischen Vorfahren sich vermählt mit dem Geburtsfeste des Heilands.

Bei den Deutschen wurde von jeher das deutsche Weihnachtsfest mit großer Feierlichkeit begangen, und durch Fürsten und Fürstinnen deutscher Herkunft wurde auch die schöne Sitte des Weihnachtsbaumes ins Ausland verpflanzt. Die Herzogin Helene von Orleans, eine geborene mecklenburgische Prinzessin, zündete im Jahre 1840 in Paris in ihrem Palais eine Weihnachtstanne an, der englische Prinz-Gemahl Albert, der Vater der Kaiserin Friedrich, verpflanzte die Sitte nach England; nach Rußland kam sie durch die Kaiserin Charlotte, die Tochter der Königin Luise von Preußen; und für diese mächtige russische Kaiserin gab es keine größere Weihnachtsfreude, als wenn ihr Gemahl, der Zar Nikolaus von Rußland, ihr gestattete, das Weihnachtsfest in ihrer Heimath zu feiern, bei ihren Eltern in Berlin. „Meine Gedanken weilen immer bei Euch,“ so schreibt sie einmal an ihre jüngere Schwester, die spätere Großherzogin von Mecklenburg, „aber wenn die Weihnachtszeit kommt, fühle ich ein brennendes Verlangen, und ich möchte zu Euch eilen und Euch an mein Herz drücken.“

Freilich war im Hause des Königs Friedrich Wilhelms III. auch ein ganz besonderer Anlaß, das Weihnachtsfest freudig zu begehen, wurde doch am Heiligabend des Jahres 1793 dieser Fürst mit der schönen Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz

ehelich verbunden, und so lange die gefeierte Königin lebte, war daher der heilige Abend von besonderer Festesweihe umflossen. Nach dem Tode der Königin Luise ward dann das Weihnachtsfest im preussischen Königshause mit stiller Behmuth begangen, aber König Friedrich Wilhelm III. liebte es doch, seinen Angehörigen und Untergebenen kleine Freuden zu bereiten, sei es durch Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten. Einen wie feinen Takt und Bartsinn er dabei befundete, zeigte sich im Jahre 1818, als die Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna von Rußland, in Potsdam weilte und auf den heiligen Abend zugleich der Geburtstag ihres kaiserlichen Sohnes Alexander I. fiel; da sagte sich der König, daß jede bei solcher Gelegenheit gewöhnliche Feier dem Herzen der hohen Frau nicht zusagen könne; er ordnete eine kirchliche Feier an und ließ zu derselben am Tage vorher nach seinen eigenen Angaben die Garnisonkirche mit schönen biblischen Gemälden und mit rothen Drapirungen schmücken. Die ganze Feier hatte bezug auf die Kaiserin und ihren Sohn und bewegte die Gefeierten tief. Nach dem Schluß derselben, als der König im Begriff war, sie herauszuführen, sagte sie zu dem Geistlichen: „Sie haben doch eine schöne Kirche!“ Da erwiderte dieser: „So schön wie heute ist sie doch erst seit gestern!“ Der König sah ihn mißbilligend an, winkte und schüttelte mit dem Kopf, als aber die Kaiserin fragte: „Wie so? seit gestern erst?“ mußte jener doch die Wahrheit sagen. Da floß ihr Herz über in Dank und Freude, sie reichte dem Könige die Hand und sprach: „Das ist zu viel! Die selige Stunde vergeß ich Ihnen nie!“ Der König, erfreut und sichtlich bewegt, wollte ihr die Hand küssen, aber sie litt es nicht; hingerissen von ihren Gefühlen, breitete sie beide Arme aus und umarmte den König vor der ganzen Kirchengemeinde.

König Friedrich Wilhelm III. liebte es auch, zum Weihnachtsfest die ganze königliche Familie um sich zu versammeln und jedem einzeln persönlich aufzubauen, oft sehr einfache, manchmal auch sehr reiche Geschenke. So fand zum Beispiel einmal der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., auf seinem Weihnachtstisch zwei Situationspläne, auf dem einen ein einfaches Landgut mit Aedern und Wiesen, auf dem andern eine königliche Villa mit dazu gehörigen Geländen und großartigem Park, auf dem ersten war Charlottenhof gezeichnet, wie es damals war, der zweite stellte es nach einem Schinkel'schen Entwurf so dar, wie es durch den Kronprinzen werden sollte, dabei lag die Schenkungsurkunde des Gutes und eine Anweisung zu den Baukosten.

König Friedrich Wilhelm IV. gab gern den Geschenken, die er sowohl an die Mitglieder des Hofes, wie die Beamten und Dienerschaft austheilte, wichtige Widmungen bei, und er freute sich auch, wenn ihm aus den Kreisen der Bürgerschaft Geschenke gewidmet wurden, die er dann in reichem Maße erwiderte. Einst empfing er vom Hofschlächter Rabe zu Potsdam eine prächtige Wurst geschenkt. Sofort ließ er eine goldene Dose in Form einer Wurst anfertigen, die noch zum Feste fertig sein mußte und die zu dem genannten Schlächtermeister wanderte mit der Devise: „Wurst wider Wurst!“ Aber wie gern auch der König gab, er konnte auch versagen. Gleich nach seiner Thronbesteigung schrieb eine Tänzerin an ihn, daß sein hochseliger Vater ihr alljährlich ein Weihnachtsgeschenk von vierzig Friedrichsd'or gemacht, wie sie, da diese Gabe niemals ausgeblieben, sie als einen Theil ihres Gehalts angesehen und ihren Haushalt danach eingerichtet habe, ihre Verlegenheit daher sehr groß sein würde, wenn diese Einnahme künftig wegfallen sollte. Der König schrieb einfach an den Rand dieser Bittschrift: „Non.“

Kaiser Wilhelm I. liebte es, am Weihnachtshelligabend die Wachtposten vor seinem Palais mit allerlei Geschenken zu erfreuen. Natürlich versammelte sich zum Weihnachtsfest auch in

seinem Palais stets die ganze königliche Familie, wobei der hohe Herr besonders freudig erregt war, wenn seine Enkel, der jetzige Kaiser mit dessen Geschwistern, ihm kleine Geschenke darbrachten, die sie für ihr Taschengeld auf dem Berliner Weihnachtsmarkt gekauft hatten, den der Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, mit seinen Kindern niemals zu besuchen verfehlte. Auch dieser Fürst liebte die Sitte des Weihnachtsbaumes besonders. Als er bei seinem letzten Weihnachtsfeste in Italien im Jahre 1887 in San Remo weilte, mußte für die deutsche Kronprinzenfamilie aus dem Riesengebirge eine Weihnachtstanne nach der Villa Cirio geschafft werden, die heute noch als theure Reliquie von der Besitzerin der Villa aufbewahrt wird.

Der jetzige Kaiser Wilhelm ist ein ganz besonderer Freund des Weihnachtsfestes und seiner mannigfachen Freuden, die er nicht nur auf die Mitglieder der königlichen Familie ausdehnt und die Beamten- und Dienerschaft. So unternimmt der hohe Herr nicht selten am Weihnachtsheiligabend Spaziergänge, wobei er Leuten aus dem Volke, die ihm begegnen, Goldstücke schenkt. Ja, Veröffentlichungen, von denen sich der Kaiser besondere Freuden im Volke verspricht, hebt er nicht selten bis zum Weihnachtsfest auf. So begrüßte er zum Beispiel auch im Jahre 1899 am Weihnachtsheiligabend den jetzigen Oberbürgermeister von Berlin, der unverhältnißmäßig lange auf seine Bestätigung hatte warten müssen, gelegentlich einer Denkmalsenthüllung mit der Anrede „Herr Oberbürgermeister“, wodurch er diesem und den Umstehenden die erfolgte Bestätigung kundgab.

Und wie die Hohenzollern, so lieben auch die Habsburger eine recht frohe Feier des schönen Weihnachtsfestes. Wie im preussischen Fürstenhause, wo sich die frohe Begehung des Weihnachtsfestes seit Jahrhunderten herleitet, ist sie auch im österreichischen Hause traditionell. Historische Berühmtheit erlangte schon das Weihnachtsfest der Wiener des Jahres 1227, als der von Geschichtschreibern und Poeten gefeierte Babenberger Herzog Leopold VII. regierte. Von diesem volksgeliebten Fürsten erzählen die Chroniken, daß ihn einstmals im Alter die Lust anwandelte, das schöne Christfest inmitten seiner Wiener zu begeben. Er kam aus seiner Burg, die erst jüngst an der Stelle errichtet war, wo sie auch heute noch steht, und ritt auf seinem Keller durch die verschneiten Straßen der Stadt. Die Fenster der Häuser strahlten in festlichem Lichterglanz und allenthalben war ein geschäftiges Drängen zu sehen. Und als sich mit Windeseile die frohe Nachricht verbreitete, daß der geliebte Herr in ihrer Mitte weile, da strömten die Wiener aus ihren Häusern und umringten ihn mit freudigem Gejauchze, und drängten sich herzu, ihm Hände und Füße oder den Saum des Kleides zu küssen. Die Bänke kamen herbei, dem Fürsten zu huldigen und Geschenke zu bringen, und der geliebte Herrscher feierte mit seinem Volke das Christfest.

Auch in späteren Jahrhunderten haben in Oesterreich die Herrscher gern mit ihrem Volke das Weihnachtsfest gefeiert. Eingeführt wurde die Sitte des deutschen Weihnachtsbaumes im österreichischen Kaiserhause zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Gemalin des Erzherzogs Karl Ludwig von Oesterreich, des großen Heerführers wider Napoleon. Diese Fürstin, Erzherzogin Henriette, eine geborene Prinzessin von Nassau-Weilburg, war eine überaus menschenfreundliche Dame, welche in der Wiener Bevölkerung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die „Weihnachts-Zettel“ genannt wurde, welcher wenig ehrfurchtsvolle Beinamen für sie natürlich einen Ehrentitel bedeutete. Kurz vor der Weihnachtszeit eilte die Fürstin von Geschäft zu Geschäft und schickete mit freundlicher Gast Gaben auf Gaben, um den häuslichen Christbaum würdig zu rüsten, gleichzeitig aber

zur Ausstattung aller Christbäume und Weihnachtstische beizutragen, welche an der Schwelle der Armuth und Verlassenheit gepflanzt wurden. Die Prinzessin gab mit vollen Händen zum Weihnachtsfeste, mit so vollen Händen, daß ihre Angehörigen zuweilen nothgedrungen ihrem edlen Eifer Einhalt thun mußten, um nicht in materielle Angelegenheiten zu kommen. Erzherzog Karl baute seiner von ihm über alles geliebten Gemalin jenes feenhaftes Schloß „Weilburg“, das sich im Waldthal der Schwedeth gleich hinter Baden erhebt, und hier feierte die „Weihnachts-Zettel“ nicht selten Weihnachtsfeste, an denen die ganze Umgegend, Arm und Reich, theilnahm. Die schöne und geistreiche Prinzessin starb, wie sie gelebt hatte, in der Ausübung einer jener zahllosen menschenfreundlichen Handlungen, ohne welche sie keinen Tag vorübergehen ließ.

Diese Fürstin machte erst im österreichischen Kaiserhause und auch im Volke überhaupt die Begehung des Weihnachtsfestes in unserer Weise recht beliebt. In späteren Jahren erhielt dann in der habsburgischen Herrscherfamilie noch das Weihnachtsfest eine besondere Weihe durch den Geburtstag der Kaiserin Elisabeth, welcher auf den heiligen Abend fiel, und in der Hofburg in Wien, mehr noch aber im Schlosse zu Gödöllö — denn die Kaiserin war bekanntlich bei den Ungarn besonders beliebt — wurde der Heiligabend immer sehr festlich gefeiert. Die Kaiserin selbst schmückte den großen Weihnachtsbaum, um den sie Familienmitglieder und Untergebene versammelte. Seit dem fürchterlichen Ende der edlen Kaiserin durch Mördershand erschallt natürlich am Weihnachtsheiligabend kein Festjubiläum in den Räumen der Hofburg.

Aber wie die Habsburger in ihrer Heimat das Weihnachtsfest nach deutscher Sitte begehen, so haben auch die Prinzessinnen des Habsburger Stammes, ähnlich wie die deutschen Fürstentöchter, wie oben erwähnt, eine Mission darin erblickt, den Weihnachtsbaum in ihre neue Heimat zu verpflanzen, wo ihnen eine solche beschieden ward; so erstrahlt zum Beispiel auch seit etwa 20 Jahren im Königschloß zu Madrid ein Weihnachtsbaum, da die Königin Christine, eine geborene Habsburgerin, ihn auch dort eingeführt hat.

(Nachdruck verboten.)

Afchenbrödel.

Novellette von B. Herwi.

(Schluß.)

„Märchenprinzessin, Afchenbrödel“, rief Madame Tosti der Davoneilenden nach, „Sie haben ja gerade Ihr gesticktes, rothes Pantöffelchen verloren — . . . oder wars nur eine Rose?“

Prinz Alberto lächelte, er war der erste der Tischgesellschaft, der Claire folgte, an der Thür blickte er sich schnell, hob etwas auf und steckte es hastig in die Brusttasche. Am folgenden Tage waren die ehrwürdigen weißen Häupter der Gletscher durch dichten Nebel verhüllt, ein kalter Regen rieselte unaufhörlich vom Himmel hernieder, die auf die Alm getriebenen Kühe mußten bald wieder heimgeholt werden, das abgestimmte Geläute der Glocken klang ganz betrübt durch die Luft.

Man sah viel mißmuthige Gesichter, in Handarbeit versunkene Damen, kartenspielende Herren, nur wenige wagten sich hinaus. Olga war zu dem geduldigen Pariser Koufin unliebenswürdiger als je, Sonia dagegen ließ sich in ungenirtester Weise von dem russischen Oberst den Hof machen und verzehrte den Inhalt eines Kartons Schokolade, die Generalin spielte mit dem süddeutschen Bankier Béziqne und nahm ihm eine Partie nach der

anderen ab. Claire war oben in den Zimmern und schrieb ihren lieben Pflegeeltern nach München.

Madame Tosti machte den Vorschlag, dem Regenwetter Trotz zu bieten und den Abend so heiter wie möglich zu verleben.

Im Musiksalon sollte man sich zu einem Konzert vereinen, und wer nur etwas leisten konnte, sollte sein Licht leuchten lassen.

„Herrlich, charmant“, jubelte Sonia, „ich singe meine Nigger-Lieder, Moshka begleitest Du sie mir?“

„Oh yes“, gähnte Olga, die Spitzen der zarten Finger betrachtend; „Claire, dann können wir ja proben.“

„Kennen Sie die deutschen Märchen, Prinz?“ fragte die junge Wittwe, „auch Aschenbrödel?“

„Meine Mutter hat es mir oft erzählt, es war mein liebstes Kindermärchen, wie beneidete ich den Prinzen, der das arme Kind durch seine Liebe erlösen durfte.“

Madame Tosti sah ihn so ganz besonders an. O, sie hatte viel Verständnis für Poesie und trefflicher konnte sie es nicht an den Mann bringen, als bei dieser Gelegenheit.

Bald darauf war die Musikprobe in vollem Gange. Henry Pierrefonds benahm sich als Leiter des Ganzen sehr würdevoll, er versuchte ein ordentliches Programm zusammenzustellen. Dazwischen tuschelte er mit Olga und erzählte ihr von einer Ueberraschung. „Still“, sagte sie, und hielt die Hand vor den Mund, „das paßt vortrefflich; mais discretion, Cousin, je vous en prie, ich werde gleich alles Nöthige besorgen.“

„Wo spannen wir das Seil, Mannuscha?“ fragte Sonia die Generalin, „damit Du Deine graziösen Töchter auch so recht präsentiren kannst und keine andere dagegen aufkommt?“

Die Generalin gab ihr einen leichten Schlag mit dem Fächer und fuhr in ihrer Unterhaltung fort, dem Oberst mit der rothen Nase entzückende Details aus Sonias Leben zu geben. Inzwischen bot sich ein junger Wiener zum Todeln an, Madame Tosti, die in einem Konservatorium ausgebildet war, annoncirte eine Konzertpolonaise und Chopinsche Walzer. Und als der Abend erschienen war und der Damenflor in den duftigsten, elegantesten Toiletten die Räume des Musiksaales füllte, hatte sich bald die angeregteste Stimmung der Gesellschaft bemächtigt. Die Kerkowschen Damen erschienen in vollstem Glanz.

Olga in dekollirter schwarzer Seidentüll-Robe, deren Kleidsamkeit den entzündlichen Cousin zu der Bemerkung veranlaßte, daß er selbst in Paris etwas Ähnliches nicht gesehen — Sonia in dem bewußten maisgelben crêpe de chine-Kleide, das ihre elastischen Glieder mit weichsten Falten umhüllte, das blonde Haar war mit einem schwebenden Schmetterling geschmückt, dessen Flügel von Edelsteinen in den schönsten Farben glänzten. Die Generalin, stolz wie ein Pfau, die hellgraue Atlaschleppe nachziehend, nahm huldvollst die Komplimente entgegen, die man ihr über ihre schönen Töchter machte.

„Die reizendste ist doch Claire“, sagte Madame Tosti zu der Konsul Beert, „sieht sie nicht aus wie ein Gedicht in dem weißen Kleidchen und dem Resedastrauß im Gürtel? Unter uns gesagt, die Generalin wird nie und nimmer den Prinzen für eine ihrer schimmernden, glänzenden Rosen bekommen, der inlinirt mehr für die feine, unscheinbare Resedablüthe, Sie werden sehen.“

Die Gesellschaft war plazirt, die Erwartung sehr groß; Pierrefonds in neuester Salontoilette, dunkelblauer Frack mit blanken Knöpfen, als Arrangeur verneigte sich und bot der jungen Wittwe den Arm. Wie eine Königin ließ sie sich vor dem Mabier nieder. Schon flutheten die mächtigen Tonwellen einer glänzenden Polonaise durch den Raum, tadellos perkten die Läufer, rein und klar kam jeder Ton zur Geltung. Die elegante junge Frau gab in dem blendenden Musikstück ein Bild ihrer eigenen Per-

sönlichkeit, sie spielte gewandt und brillant, sicher mit größtem Aplomb, aber ohne jede Gefühlstiefe und Empfindung, die erst den wahren Werth jeder musikalischen Gabe ausmacht. Die Zuhörer schienen entzückt und spendeten lauten Beifall. Der dicke Bankier Falk bedauerte in einer bombastischen Rede, daß er nicht im Stande sei, der schönen Frau die rechte Ovation darzubringen. Den Lorbeer sei sie in ihrem herrlichen Vaterlande so gewohnt, daß sie ihn mit Füßen trete.

„Gehen Sie mir mit dem kalten, duftlosen Lorbeer fort“, lachte die muntere Frau; „Rosen und Myrthen, wie Sie sie in Ihrem schönen Deutschland haben, wären mir lieber, aber diese werden für mich wohl nicht mehr wachsen.“

Sie hatte sich schon vom Flügel entfernt und den Schwestern Sonia und Olga Platz gemacht. Es war ein ganz eigener, sonderbarer Genuß, die burlesken Niggerlieder aus diesem kleinen, reizenden Mädchenmunde zu hören. Die Kurländerin sang sie mit erkünstelter kindlicher Grazie, wiegte sich in den Hüften, stieß unartikulirte Töne aus und tanzte wie wild um sich herum. Olga begleitete sie perfekt, die weißen Hände mit den blitzenden Fingern flogen gewandt über die Tasten, und als sie geendet, mußten sie noch einmal von Neuem beginnen, so bestürmte man sie.

„Wie finden Sie eigentlich die Vorstellung Ihrer Schwestern?“ fragte Prinz Alberto die in seiner Nähe bei einigen jungen Damen sitzende Claire.

„Es ist sehr originell“, sagte sie lächelnd, „und sie machen es sehr geschickt, sie haben es in einem Etablissement in Warschau gesehen, die Generalin liebt es so sehr.“

Sie nannte Madame Kerkow nie anders, als die Generalin, der Muttername war nie verlangt worden, der Kindesname nie gegeben. Eine kleine Pause entstand: Erfrischungen wurden gereicht.

„Claire, jetzt mußt Du etwas vortragen.“ Mit diesen Worten trat Sonia an die Stiefschwester heran, die ihr verneinend dankte, „natürlich von Deinen alten Meistern wollen wir nichts hören, Du kannst aber auch Amüsantes spielen, aus dem „Don Juan“, aus dem „Sigaro“ . . . komm, ziere Dich nicht.“

„Ich bin heute nicht recht dazu gestimmt, liebe Sonia, bitte, laß es sein.“

„Weisen Sie mich auch ab, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie herzlich ersuche, die schöne Arie zu singen, mit der Sie Ihr neues Spiel im Musikzimmer beendeten?“

Prinz Alberto stand vor Claire und sah sie bittend an.

„Ich fühle wohl, daß dieser edle Gesang heute nicht in diesen Rahmen paßt, aber ich sehne mich so unbeschreiblich, das Klage-Lied: „Ach, ich habe sie verloren“ noch einmal von Ihnen zu hören.“

Erschreckt sah sie auf. „Sie haben mir gestern zugehört?“ flüsterte sie; doch willenlos legte sie ihre Hand in seinen gebotenen Arm und folgte ihm an den Flügel.

„Was es war, weiß ich nicht“, gestand er ihr, „aber es war herrlich.“

„Orpheus Klage um sein verlorenes Weib Euridice, Gluck hat die Oper komponirt“, erzählte sie ihm leise; dann ließ sie sich nieder, prälu dirte einige Akkorde und setzte anfangs mit leiser Stimme befangen ein, bald war sie aber wieder losgelöst von den sie beengenden Empfindungen und sang ganz im Geiste des sehnsuchtsvoll klagenden unglücklichen Sängers mit rührendem Ton und tief ergreifendem Ausdruck.

Sie sang es italienisch: „Che faro senza Euridice.“ Die deutschen Worte wollten ihr doch nicht so über die Lippen, der Prinz begriff sie und sandte ihr einen innigen Blick. Claire hatte geendet und erhob sich. Die Anwesenden lobten der Sän-

gerin prachtvolle Stimme und Vortragskunst; Niemand kannte die Komposition.

„Aus Orpheus soll das sein?“ fragte Henry Pierrefonds, „das ist ja ganz unmöglich, ich kenne doch den „Orpheus“ von Anfang bis zu Ende, von Aristeus, der seine Lämmer weidet, bis zum Jupiter und dem Cancan in der Unterwelt, Hans Stry zählte ich selbst zu meinen Lieblingsfängern, aber diese todes- traurige Arie“ —

Er schüttelte wiederholt den stark pomadisirten, in der Mitte gescheitelten Kopf.

„Die Oper „Orpheus“, aus der ich eben gesungen,“ erklärte das schöne Mädchen lächelnd, „ist von Glück.“

„Glück, Glück?“ fragte Pierrefonds, und auch die Andern hörten verwundert zu, „den kennen wir gar nicht. Wohl ein ganz neuer Komponist? Ganz anderes Genre als Wagner.“

So schwirrte es durcheinander.

„Mademoiselle von Kerkow erklärt mir soeben, daß die Oper „Orpheus und Euridice“ vor mehr denn hundert Jahren in der österreichischen Heimath des Meisters zum erstenmale gegeben wurde, und daß alle ersten, großen Musikstimmen die Partie des Orpheus zu den schönsten zählen.“

Madame Tosti theilte es dem kleinen Auditorium mit und bat Claire, noch mehr aus der Oper zu singen, oder andere deutsche Lieder. Schon zeigte Claire sich bereit, da ertönte die schnarrende Stimme des jungen Franzosen, der die Hauptpiece des Abends: „Die berühmte Theresia aus dem Alcazar“ ankündigte.

Olga hatte sich schon während Claires Gesang entfernt und war jetzt im eleganten, aber sehr herausfordernden Chansonetten- Kostüm erschienen.

„Kommen Sie, Mademoiselle Claire,“ sagte der junge Fürst, „der Regen hat aufgehört, Madame Tosti geht mit uns, wir wollen ein wenig ins Freie. Diesen Girlesanz kann ich unmöglich anhören.“ Niemand achtete auf sie, auch sie sehnte sich nach frischer Luft und bald wandelten die drei auf den nur wenig feuchten Kiesgängen des Gartens dahin. Unzählige Sterne strahlten, vom Firmament hernieder, und wie gespenstische Eisriesen starrten die Gletscher in die Höhe. Madame Tosti blieb zurück und ließ das junge Paar vorangehen.

„Mein Märchentraum erfüllt sich,“ sprach sie leise zu sich und resigniert, „der Prinz ist da . . . dem lieben Geschöpf muß man sein Glück gönnen.“ —

„Nur sind wir endlich einmal allein, Claire,“ sagte der Prinz und zog den Arm des Mädchens fester durch den seinen; „wie danke ich Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben. Den deutschen Text, den Sie neulich sangen, hätte ich heute nicht mehr passend gefunden, — ich sang mit Ihnen im Stillen, aber nicht: Ach, ich habe sie verloren, nein, Claire, ich jubelte im Herzen: Ja, ich habe sie gefunden, all' mein Glück kehrt mir zurück. Jetzt begreife ich es, daß Natur und Kunst große Trösterinnen sind, aber die Trostbedürftigen müssen sich erst zur Empfänglichkeit durchgerungen haben, sie müssen einen verwandten, seelischen Punkt fühlen; nicht die starre, großartige Natur, die Felsen, die Gletscher, die weiten Meereswogen sind es, die die Thränen lösen und den Damm nehmen . . . oft ist es ein Weilchen, das unter dem Moose blüht und mit seinen blauen Blättern erinnernd ans Herz pocht . . . nicht die überwältigend durchdachten Produkte der Kunst, die Bildergalerien, Skulpturen, die Dramen der Dichter und Symphonien der Musikheroen, nicht die glut vollen Liebeslieder, nicht ein jubelnder Glückshymnus, nein, ein einfach süßer Mlagesang, der sich dem Gemüth entringt, er fällt wie heiße, belebende Tropfen auf die ringende Brust, er klopft ans Herz und findet Eingang. Kunst und Natur und das Gemüth, es zu erfassen und zu be-

greifen — das ist der Dreiklang, das ist Harmonie.“ Der junge Mann hatte begeistert gesprochen.

„Sehen Sie, Claire,“ fuhr er ruhiger fort, „ich meine es nun einmal ernst mit dem Leben und seinen Pflichten und ich glaube noch an Ideale. Warum ich Ihnen dies heute in dieser Stunde sage? Weil ich Sie liebe, und weil ich um Sie werbe, weil ich will, daß die suchenden Augen meiner geliebten Mutter sich in meiner Phantasie beruhigt schließen sollen. Sie schweigen, Claire? Sie wissen nur wenig von mir, aber Sie müssen es fühlen, was Sie mir in der kurzen Zeit, daß ich Sie kenne, geworden sind.“

Er hob ihr Gesicht zu sich empor und blickte ihr tief in die Augen.

Nun sah sie ihm voll ins Antlitz und sagte leise, mit bebender Stimme: „Das ist das Glück!“ Sie barg bewegt das Antlitz in den Händen, aber erlöste sie sanft, umfaßte die holde Gestalt und drückte innige Küsse auf Stirn und Wangen. Dann gingen sie schweigend in ihrem neuen Glück den Weg zurück. Erst nach einem Weilchen begann er zu sprechen, er erzählte ihr von seiner Jugend, dem Vater, der schönen, reichbegabten, deutschen Mutter, die in ihm den Sinn für alles Große und Schöne ausgebildet. Und wie sie dahin wanderten, dachte auch sie: „Wie im Märchen, wie im Traum . . .“

„Nun, mein Prinz,“ fragte die junge Wittwe, die geduldig auf ihrem Vertrauensposten ausgehalten hatte, „haben Sie unterwegs nichts gefunden, das Sie nun ausbieten werden mit köstlicher Verheißung, kein Glaspantöffelchen oder so etwas Nehnliches?“

„Mehr als das habe ich gefunden, Signora,“ sagte er bewegt, „o, viel mehr.“ Da reichte sie ihm ergriffen die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte. Claire wollte auf ihr Zimmer, mit stummem Gruße trennten sie sich. Madame Tosti umarmte sie in der Vorhalle des Hotels innig und flüsterte ihr zu: „Felice notte, principessa.“

* * *

Am andern Morgen schmollte Olga mit dem Prinzen, daß er gerade den Musiksaal verlassen, als sie ihren lustigen Vortrag zum Besten gegeben. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, und schaute erwartungsvoll nach der Thür, durch die seine Claire noch immer nicht kommen wollte.

„Mir ist es selbst unbegreiflich, wo die Langschläferin bleibt“, sagte die Generalin.

„Es brannte noch spät Licht in ihrem Zimmer,“ erklärte Sonia, „sie mag lange aufgeblieben sein. Würde sie, daß ein Brief aus ihrem geliebten München sie hier erwartet, wäre sie gewiß längst erschienen.“

Und da stand sie auch gerade in der Thür, bleich und anmuthig in mädchenhafter Befangenheit. Prinz Alberto ging ihr entgegen, wünschte ihr guten Morgen und küßte ihr die Hand. Madame Tosti umarmte sie liebevoll. — Sonia hielt ihr den Brief entgegen. Sie begrüßte die Damen, des späten Kommens wegen um Entschuldigung bittend.

„Die Verwandten haben große Sehnsucht nach mir,“ sagte sie, als sie den Brief gelesen hatte, mit zitternden Lippen, „sie bitten dringend um mein Einkommen, mein theurer Pflegevater ist krank, sie hoffen von meiner Anwesenheit wohlthätige Wirkung. Glauben Sie, daß ich auf der Rückreise den Besuch werde machen können, Madame?“ wendete sie sich an die Generalin.

„Ich hatte mir eine andere Reiseroute vorgenommen, doch . . .“

Prinz Alberto verließ unmutig seinen Platz.

Olga nahm Claires Arm, führte sie in das Nebenzimmer und sagte dort mit beredten, süßen, überzeugenden Worten:

„Du darfst nicht säumen, liebe Claire, Du mußt sogleich fahren, unter jeder Bedingung, wie leicht kann der alte Herr sterben, und Du machst Dir ewig Vorwürfe; um Reisegeld brauchst Du doch nicht verlegen sein, wir sind Schwestern und helfen uns gern aus.“ Während die harmlose Claire ihr dankend um den Hals fiel, blitzte es wie Triumph in den grünen Nixenaugen. „Daß auch die sonst so kluge Mutter diesmal so blind war“ — dachte sie bei sich. — „Ueberlasse es nur mir, Liebe, Du mußt heute noch fahren, das steht fest.“

So geschah es auch. Claire ging zwar nicht unter den Baum und ließ sich die goldenen Kleider und die goldene Equipage heruntergeschütteln, sondern sie saß im einfachen, grauen Kleide im Reisewagen, von Blumen umgeben, neben sich die herzensgute, junge Wittwe, die es sich nicht nehmen ließ, ihr Märchenkind nach München zu begleiten. Und von dort, von den glücklichen Verwandten, holte er sie sich wenige Wochen später, er, der Prinz, sein Aschenbrödel, und dann ging er mit ihr auf die Hochzeitsreise und schließlich nach seiner herrlichen Villa. —

Dort wurde allem Schönen, namentlich aber der Musik, ein Heim errichtet, der Musik, die sie zu einander geführt und dadurch zu so glücklichen Menschen gemacht hatte. Die Generalin war einige Tage nach der Abreise Claires und nachdem Prinz Alberto ihr einen feierlichen Besuch abgestattet, ganz krank gewesen und garnicht in den Salons des Hotels erschienen, die Freude über das Glück der Stieftochter muß sie gewiß zu sehr angegriffen haben. Das war freilich ganz anders wie im Märchen, denn da war die Stiefmutter vor Aerger krank geworden und häßlich. Aber auch den Schwestern ist's nicht so schlimm ergangen, wie in der Fabel, weil wir wissen, daß sie beide bald geheirathet haben. Olga den Cousin Henry und Sonia den alten, reichen Oberst mit der rothen Nase.

Und so sind sie gewiß alle glücklich geworden.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Wilderräthsel.



Weihnachtsräthsel.

O hehre, gottgeweihte
Glückselige Weihnachtszeit!
Dreimal gebenedeite,
Wie machst das Herz Du weit.
Ein Räthsel ist Dein Walten!
Was schwebt voran als Stern
Den Jungen, wie den Alten?
Wer nennt des Räthfels Kern?
Vom Leben nimm das Eine,
Vom Leid das Andre Dir.
Das Dritte nimm vom Weine,
Die letzten Zwei vom Bier
Und hast Du das verbunden,
Durchglänzt Dich's wunderbar,
Noch ward kein Glück empfunden,
Das nicht das Ganze war.

Jens Holmen.

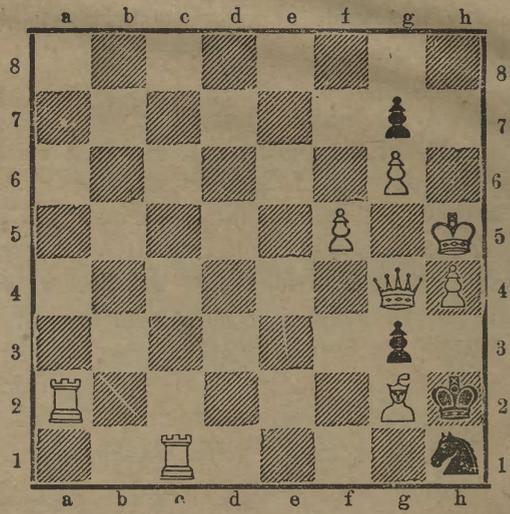
Füllräthsel.

A-t, -nd, A-, -nd, R-.

Statt der Striche sind jedesmal zwei passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstabenpaare bezeichnen im Zusammenhang gelesen etwas Weihnachtliches.

Schachaufgabe.

Von N. Kvicala in Prag.



Weiß.

Selbstmatt in 8 Zügen.

Auflösung des Bilderräthfels.

Born macht taub und blind.

Auflösung des Wortspiels.

- a. Leid Rebe, Lama, Harz, Reis, Korn, Koff, Mu.
- b. Neid, Robe, Lava, Herz, Reim, Korb, Rose, Arm. — November.

Auflösung der Geheimschrift.

Kannst Du das Schöne nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen.
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Klümchen sein.

Auflösung der Zahlenpyramide.

I
E I
E I D
I D E E
D I E L E
L E I D E R
F L I E D E R

Auflösung der Charade.

Nachtschatten.

Auflösung der Skataufgabe.

- B. aK, D, 9, 8, 7; bK, D, 8, 7; cA.
- M. a, b, cB, c10, D, 9, 8, 7; d10, D.
- S. dB, aA, 10; b9; cK; dA, K, 9, 8, 7.
- Stat: bA, 10.

Spiel:

- 1. B. a7, cB, aA, (-13). — 2. M. dD, dA, aK.
- 3. B. a8, bB, a10 (-12). — 4. M. cD, cK, cA.
- 5. B. a9, aB, dB, (-4). — 6. B. bD.

Der Spieler nimmt sämtliche Striche und die Gegner sind nur bis 29 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Olga u. Richard Stengel, Kurt Gelhorn, Hans Doepffer, Kunz, Gertrud Böhm, Konrad Voegt, Carl von Trzebiatowski, Wilhelm Laufer, Bruno Kneiding, Richard Neubauer, Hoffmann, R. Goede, Margarete Kömer, Willi Rodrow, Ulrich Vock, Otto Eichler, Willi Neubert, Erwin Wiesenberg, Bromberg. Kurt Pauls Hirschberg, Frieda Timm Schöndorf, Wegner Schlenker. H. Groeger, Kurt Schendel, Luise und Herta Frost, Schellong, E. Lau, Fritz Schauer, Marie Knisch, Johanna Schmelter, Klara Dülberg, Brehm, Paul Siebert, Max, Wolff, Elsa König, Alfred Cohn, Elisabeth Obrich, Neumann, Walthar Gerhard, Edith Kühn, Reimann, Karl Wiederhöft, Hirsch, Johanna u. Erich Pidel, Herm. Elster, Walter Hagedorn, Agnes Wende, Erta u. Erich Bernstein, Oskar Reck, Erwin Blum, Willi Thiel, Johann Renker, Elisabeth Lawrenz, Carl Pfefferkorn, Mälzing, Alfred Mandel, Ella Kolander, Neubauer, Bromberg, Hugo Miller Kafel, Anna Freund Schneidemühl, Elisabeth Martini, Anna u. Fritz Schulze, Elisabeth Roeslin, Elisabeth Stieff, Justa Buloszer, Bromberg. Walbemar Herms Bleichfelde.